

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 19

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

12. Mai

Die Totenblume.

Von Maja Matthey.

Dem mütterlichen Erden Schoß
Entsproßt der Blumen bunter Flor
Und zarte Gräser, zierlich Moos
Und Bäume drängen stolz empor.

Die Wasser plätschern lieblich hell,
Durch Wald und Lenz und Duft und Tal —
Voll Jauchzen sprudelt auf der Quell.
Und Biene surrt ums Blütenmahl.

Die Vogellieder läuten ein
Des Lebens goldne Sonnenwelt.
Hell tönt des Guggus Ruf im Hain
Und schallt hinauf zum Himmelszelt.

Da strebt aus dunklem Erden Schoß
Die schwarze Rose steil empor.
Sie wächst und zweigt, wird riesengroß,
Rankt aufwärts zu des Aetters Tor.

Das Grün verwelkt, der Silberschall
Des Rauschewasserspiels verstummt.
Sern stirbt des Liedes Wiederhall,
Der Freude Glockenton versummt.

Die Totenblume bläht sich laut
Im Uebermut der Siegerbrunst:
Die ganze Welt ist Todes Braut —
Hin sinkt der Tag im Nebeldunst.

Und Trauerflor und öde Nacht,
Sie hüllen ein das Erdengrab —
Drauf hockt der Tod in Fürstenpracht —
Die Hand hält starr den Herrscherstab.

Er und Sie und Das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

Es kam ein wunderschöner Sonntag heran. Die ganze Welt schien in Blau getaucht, es flimmerte golden und silbern von den Bäumen und Bergen, luftige, klingende Schlitten fuhren auf der Landstraße vorüber, die Pferde mit wehenden Federbüschen und roten Schabracken und die Menschen darin mit Pelzen und fröhlichen Gesichtern.

Da geschah es, daß einer dieser Schlitten vor dem Lehrerhaus anhielt und daß ein kleiner beweglicher Herr ausstieg und die Zügel seinem Kutscher zuwarf, der vom Kopf bis zu den Füßen in weißem Pelz staß wie ein Eisbär.

Er war Cesare Bianchi. Er trug einen marder-gefütterten Mantel mit Biberkragen. Doch als er später das kostbare Kleidungsstück auszog, feierte Martin ein unerwartetes Wiedersehen mit dem alten, speckigen, in allen Nähten glänzenden Festkleid des Meisters. Im Nu war der Musiker oben, zum größten Erstaunen Martins, der

an seinem Schreibtisch gesessen und geschrieben hatte. Sogleich fing Bianchi an zu schelten.

„Also da muß man dich suchen, du Höhlenbär,“ sagte er und sah mit funkelnden Augen an Martin hinauf. Da lebt er, harmlos, als gäbe es keine Musik in der Welt. Der Dachs im Bau, der Maulwurf unter der Erde, der Wurm in der Tiefe des Misthaufens, was wissen sie von Musik? Aber du kennst sie und du verstedst dich vor ihr wie eine Made im Käse. Blindschleiche, die du bist. Ich schäme mich für dich, und ich habe mich seit meiner Schulzeit nicht mehr schämen müssen. Undankbar bist du, Undank ist deine Freude; diesem schwarzen Laster frönst du, du echter Mensch. Mein Lieber — er schüttelte Martin — willst du mir wieder kommen oder willst du nicht? Sollst du oder sollst du nicht, nachdem ich dich herangepöppelt, aufgezogen, mit meinem Geist und meiner Kunst genährt und ...“

„Aber Meister, jetzt sitzen Sie endlich,“ rief Martin, der noch kein Wort hatte sagen können und dem heiß geworden bei dem Herumrasen und Schelten des Meisters. „Jetzt sollen Sie zuerst meine Frau kennen lernen, dann sollen Sie Kaffee trinken und dann erst wollen wir von Musik reden.“

„Nein, nein, nein, nein,“ schrie der Musiker, keinen Tropfen trinke ich. Keinen Bissen im Hause des Verräters. Er braucht nur zu wollen. . .“ Lis kam herein. Sie hatte den Schlitten vorfahren sehen und riß eine Minute später eine neue Bluse aus dem Schrank, hatte sie eine zweite Minute nachher angezogen und nach der dritten eingeknüpft. Die feinen Schuhe an die Füße — sie hatte schmale Füße — einen Blick in den Spiegel und schon stand sie vor dem Meister, dessen hundert frühe Fältchen sich gleich einem beruhigten Meer glätteten, als er Lis sah.

„Die Frau Gemahlin?“ fragte er und riß die Augen auf.

„Meine Frau,“ sagte Martin mit einer kleinen, ungeschickten Bewegung und Herzklopfen, von dem er nicht wußte, was es sollte. Bianchi verbeugte sich. Unmutig neigte sich Lis, bot dem Meister mit einer ihr eigenen Armbewegung die Hand und sah dem Meister, der nicht größer war als sie, frisch in die Augen.

„Lieber, Sie haben es weit gebracht,“ sagte der Meister voll Respekt. „In der Liebe haben Sie Glück gehabt, muß ich sagen. Jetzt soll der Ruhm einsetzen, das Geld. . . aber vielleicht weiß die kleine Frau da gar nicht, um was es sich handelt? Vielleicht weiß sie nichts von mir?“

„O gewiß weiß ich von Ihnen,“ sagte Lis. „Martin hat mir ja alles erzählt. Alles, vom Theater, und seiner Stimme, und daß der Meister“ — er verbeugte sich — „ihm Stunden gab, und noch viel anderes.“

„Die Hauptsache vergessen Sie, kleine Frau. Aber ich verstehe, ich verstehe, die kleine Frau ist auf meiner Seite. Ich merke das, ich fühle das. Die kleine Frau ist klug. Aber dieser Esel da frißt Disteln und könnte Hafer fressen. Entschuldigen Sie, ein Beispiel! Bloß ein Beispiel aus dem Tierreich.“

„Lis, bitte, besorge uns Kaffee,“ bat Martin etwas ungeschickt, um den Meister zu unterbrechen. Sie ärgerte sich. Warum sollte sie nun in die Küche, um sich Hände und Kleider zu beschmutzen? Es kam so selten vor, daß ein vernünftiger Mensch in ihrer Stube saß. Martin las auf ihrem Gesichtlein was sie dachte.

„Lis,“ sagte er rasch, „bleib da. Ich besorge rasch das Nötige. Unser Mädchen ist ausgegangen,“ fügte er, zu Bianchi gewendet, hinzu, „und ich nehme an, daß sie sich ebenso gern von meiner Frau als von mir unterhalten lassen.“

„Und ob,“ sagte der Meister und rieb sich die Hände. „Wenn Sie gestatten?“ Er setzte sich endlich auf einen der geschnitzten Stühle. „Wer hat das geschnitzt? Doch nicht der Mensch da draußen?“

„Der Sepp, der Waldhüter, Martins alter Freund,“ sagte Lis. Sie wartete ungeduldig darauf, daß Bianchi von Musik und Martins Singerei anfangen sollte. Aber er betrachtete den Stuhl.

„Da ist was drin,“ sagte er kopfnickend. „Viel ist da drin. Das Holz lebt ja. Das ist ein Künstler, dieser Mensch.“ Da lachte Lis.

„Der Sepp, ein Künstler? Ein Waldknecht ist er, ein geschickter und geschickter, und auf der höheren Schule ist er auch einmal gewesen. Aber dann wurde er arm. Jetzt kocht er sich alle Tage dieselbe Suppe und wohnt am Waldrand. Er sagt, er hätte in seinem Leben keiner Frau die Hand gegeben außer mir und seiner Mutter.“

„O Esel, o Esel, o gezweigter Esel,“ schrie der Meister, sprang vom Stuhl in die Höhe und setzte sich auf einen andern, gewöhnlichen. „Ein Sünder in meinen Augen. Ich will nichts von ihm wissen.“ Bianchi betrachtete nun Lis, als sei sie ebenfalls ein Kunstwerk. Der Ausdruck seiner Bewunderung war so deutlich, daß Lis errötete.

„Sie haben recht, kleine Frau. Sie sind sehr schön. Mehr, Sie sind pikant. Das nebenbei. Ganz objektiv gesagt, verstehen Sie?“ Lis nickte, aber sie fand, das sage man einem doch nicht so gerade heraus. Sie wollte ablenken.

„Finden Sie denn Martins Stimme so schön?“

„Kleine Frau, Spaß beiseite. Das ist eine Stimme wie ich sie, seit ich etwas vom Singen verstehe, nur wenige Male gehört habe. Raffaëli Nardi in Mailand hatte eine solche Stimme. Er starb an der Schwindsucht, nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt. Ich habe um ihn getrauert wie um einen Sohn, denn seine Stimme starb mit ihm. Eine Stimme, die zu den Göttern hinauf hätte schweben sollen, um dem Besten geschenkt zu werden. Der andere — die andere Stimme ging verloren. Es war meines Sohnes Stimme. Er hatte sie ruiniert. Leichtsinzig. Er ist jetzt Singlelehrer in Catania. Ich bin nie mehr zu dem Mörder hingefahren. Ich hätte ihn am Hals packen müssen und schreien: Wo ist die, die du gefordert?“ Des Meisters Augen funkelten und seine blutlosen Hände umkrallten die Stuhllehne. „Er ist tot für mich.“ Lis fürchtete sich fast.

„Aber Martin. . . glauben Sie, daß er. . .“ Sie war noch ungeschickt im Verbergen von dem, was sie dachte. Auch kam Martin herein. Man sprach von gleichgültigen Dingen. Bald darauf stellte Lis die Tassen auf den Tisch, der Kaffee stand da, frisches Brot, Honig, Birnen aus dem Garten. Der Meister machte große Augen, aber er griff zu. Das war neu — Brot und Honig — anders, ungewohnt. Dazu die hübsche Person. Er war guter Laune.

„Und jetzt, die große Frage. Ich stelle sie zum letztenmal. Ich habe sie wohl überlegt, ich habe sie vorbereitet, ich wünsche keine Antwort, ich warte. Aber, Mensch, der Sie sind — da Sie verheiratet sind, duze ich Sie nicht mehr, unterstehen Sie sich nicht, Nein zu sagen. Ich fluche Ihnen, wie ich meinem Sohn geflucht. Musik ist eine Göttin. Gotteslästerung, wer ihre Gebote verlegt. Die große Frage: Herr Martin Born, kommen Sie oder kommen Sie nicht?“ Martin sprang auf und ging auf und ab. Er sah zu Boden und seine Augen wurden dunkel.

„Was kommen Sie, Meister, und stören mein Glück?“ fragte er hart. „Was wollen Sie von mir? Wozu brauchen Sie meine Stimme? Was nützt sie Ihnen?“ Da warf der Meister seine Serviette in den Winkel und schrie: „Ich brauche sie nicht und du brauchst sie nicht und niemand braucht sie. Aber du, Mensch, verstehst du denn nicht, daß



Waldemar Sink: Maiabendstimmung.

die Kunst sich rächen wird, wenn du sie mißachtest? Begreifst du nicht, daß eine solche eingefärbte Stimme bösen Geistern ruft? Begreifst du nicht, daß sie lebendig begraben ist und ans Licht muß, sollen nicht Glücks- und Liebesgötter von dir weichen?" Martin sah den Meister fest an.

„Ich bin nicht abergläubisch. Glück und Liebe und die Natur und Arbeit habe ich. Mehr will ich nicht.“ Da stand der Meister auf und sagte ergriffen und leise: „Martin, begehe keine Sünde. Unter Tausenden, du, Hunderttausenden ein Gesegneter du, ein Berufener. Ein Göttersohn. Dir ward sie gegeben. Die Kinder der Musik sollen zu deinen Füßen liegen und du wirst sie glücklich machen. Du mußt, Martin.“ Er trocknete sich die Augen mit dem Taschentuch. „Ich liebe dich um deiner Stimme willen. Ich schätze dich, ich bewundere dich.“ Der Meister nahm die Hand Lis'. „Bitten Sie, kleine Frau,“ sagte er mit zitternder Stimme. Die Stimme muß ans Licht.“

„Meister,“ sagte Martin, „ich bitte Sie, lassen Sie mich. Mein Beruf ist hier. Es zieht mich zu den Kindern. Ich kann nützen. Ich habe genug zum Leben. Meine Frau muß nicht darben, sie muß nicht unwürdige Arbeit tun. Lassen Sie mich im Frieden.“ Da stand der Meister auf, nahm seinen Pelzmantel auf den Arm, grüßte nicht und sagte nichts. Sein Gesicht war wie aus Holz geschnitzt und er hatte Tränen in den Augen. Er ging und schlug die Türe zu. Lis und Martin liefen hinter ihm her die Treppe hinunter, aber er sprang in den Schlitten, riß die Belze über seine Knie und befahl dem Kutscher zu fahren. Als die Pferde anzogen, schrie er: „Geh zum Teufel, du Esel,“ und kauerte sich wie ein Affe in seine Wagenecke. Martin ging schweigend in das Haus zurück, Lis folgte langsam.

„Jetzt ist mein schöner Sonntag verdorben,“ sagte Martin betrübt, als er am Fenster stand und dem Schlitten nachsah, der, von einer Wolke stäubenden Schnees umgeben, in der Ferne verschwand.

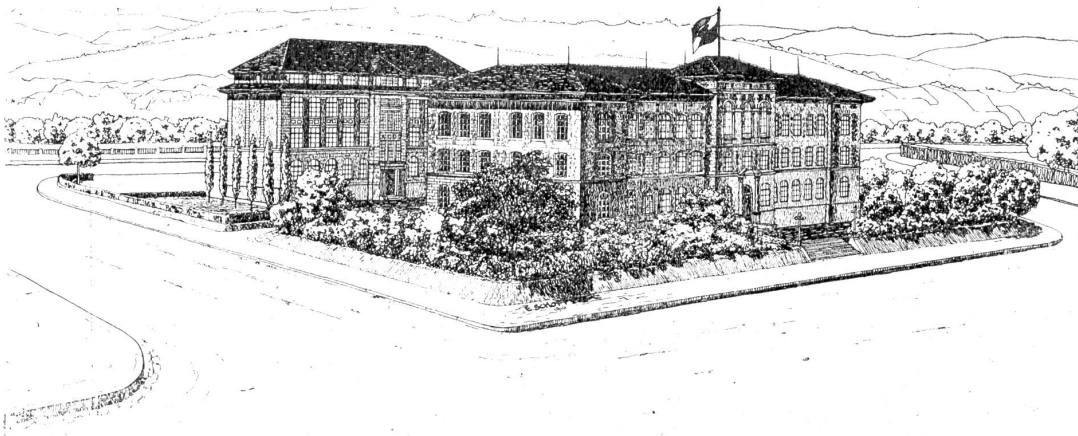
„Du hast ihn dir selber verdorben,“ sagte Lis. „Hättest du nicht wenigstens hören können, was er wollte? Jetzt sitzen wir für ewige Zeiten auf dem Dorf.“ Sie stellte sich an das andere Fenster, doch vom Schlitten waren nur noch die blauen Streifen zu sehen, die die Rufen zurückgelassen. Es stieg ihr heiß in die Augen, sie mußte die Tränen verschlucken. Wenn Martin Ja gesagt hätte? Sie sah wieder die jauchzende Menge vor sich, die Kränze, die klatschenden Hände. Sie hörte das Klirren und Klingen des Goldes ihr in den Schoß fallen, sie meinte mit silbergrauen Rossen zu fahren in Seide gekleidet, kostbare Ringe an den Fingern, neben sich . . .“

„Lis,“ fragte Martin, was denkst du?“ Sie fuhr auf. Sie war ganz verwirrt. Ach ja, sie sah ja im Lehrerhäuschen. Die Geschichte vom Hans Dubeldee fiel ihr ein, die einzige, die ihr Vater Stefan erzählt. Vom Fischer, der endlich mit seiner Frau im Schloß gegessen, dennoch nicht zufrieden war und wieder für alle Zeiten im Fischerhäuschen sitzen mußte, weil er zu viel verlangt hatte.

Aber, wollte sie etwas Unrechtes? Sie wollte nur, daß Martin so reich und berühmt und glücklich werden sollte als er es verdiente.

„Martin,“ sagte sie, „würde dich das nicht sehr glücklich machen, wenn du von Tausenden von Menschen bejubelt und bewundert würdest?“ Martin sann nach.

„Ich glaube nicht. Ich glaube, es würde mich weniger freuen, als wenn du mir sagst, daß du mich lieb hast. Er



Das kantonale Technikum in Burgdorf.

nahm ihre Hand, drückte sie an sein Gesicht und streichelte ihr die Haare.

„Du Süße, Liebe, gelt, du bist glücklich? Gelt, du brauchst das Getriebe und alles das nicht, was Meister Bianchi uns vormalte? Was wollen wir denn Besseres als was wir haben? Sieh hinaus, wie das Abendgold in den Fenster Scheiben flimmert, und sieh, wie unsäglich rein

unmutiges Gefühl zurück. Wenn er wollte, könnte ich alles haben, was ich mir wünsche, dachte sie noch, ehe sie einschlief. Unter dem Druck dieses letzten Gedankens wandte sie ihr Gesicht weg von Martin, der, durch ihre Nähe befehlgt, die Augen geschlossen hatte und gedachte, daß er sich nun doch endlich einen Engel eingefangen.

(Fortsetzung folgt.)

□ □ Das Technikum Burgdorf. □ □

Am 20. April waren es 25 Jahre, seitdem das Technikum in Burgdorf eröffnet worden ist. (20. April 1892). Längst war eine höhere technische Ausbildung der Bauleute, Mechaniker usw. als notwendig erkannt worden. Wesentlich aus der Initiative von Fr. Autenheimer heraus war 1874 das Technikum Winterthur als höhere Fachschule des Kantons Zürich hervorgegangen, das

rasch eine große Schülerschaft aus der Schweiz und dem Auslande anzog.

Der Kanton Bern erschloß seinen jungen Leuten den höhern beruflichen Unterricht zuerst mit der landwirtschaftlich. Schule auf der Rütli. Dann folgten Fachschulen für Uhrmacher (Biel) und Schnitzler (Brienz) und 1869 die Eröffnung einer Muster- und Modellsammlung in Bern, aus der das kantonale Gewerbemuseum hervorging. Ohne Widerspruch wurde am 26. Mai 1888 im Großen Rat die Motion Kurt Demme angenommen, die auf Gründung einer kantonalen Gewerbeschule abzielte. Eine Kommission unter

dem Vorsitz von Architekt A. Tiedhe arbeitete im Auftrag des Regierungsrates in wenigen Monaten den Plan für eine kantonale Gewerbeschule mit einer baugewerblichen, mechanisch-technischen, einer chemischen Abteilung und einem halbjährlichen Vorkurs aus. Die jährlichen Betriebskosten wurden auf 70,000 Fr., die ersten Einrichtungskosten auf



Zeichnen und Modellieren. (Abteilung für Hochbau.)